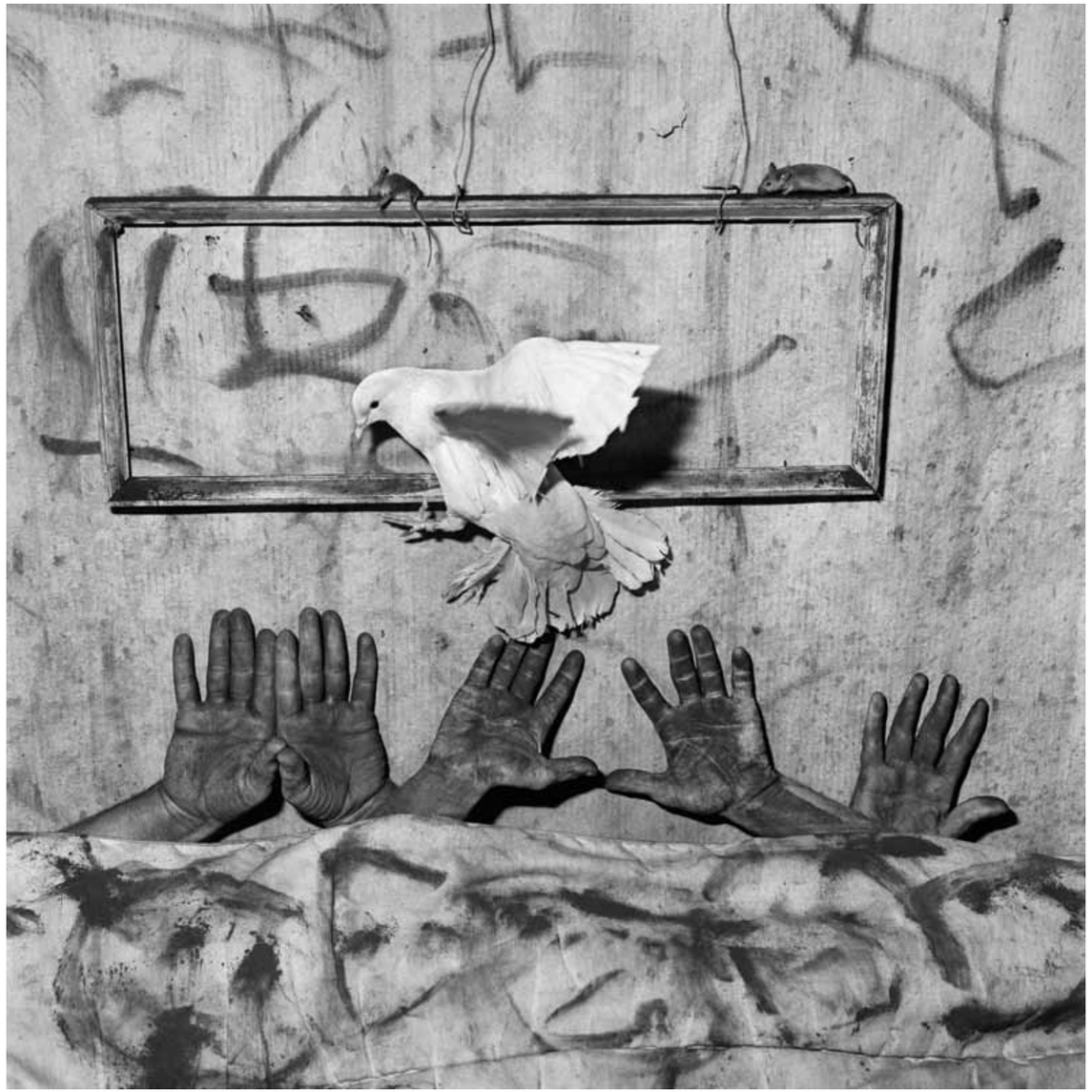


Roger Ballen im Interview

50 SHADES OF GREY

In seinen Bildern nimmt uns Roger Ballen mit auf eine Reise ins Unbewusste. Tiere spielen dabei eine zunehmend wichtige Rolle. Das menschliche Gesicht ersetzt er heute durch Zeichnungen, weil es zu viel Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Autor: **Damian Zimmermann** Fotos: **Roger Ballen**

Roger Ballen © Courtesy Galerie Karsten Greve Köln

■ Manchmal teste ich meine Mitmenschen. Dann zeige ich ihnen Fotos von Roger Ballen. Und schaue, was passiert. Ich muss selten lange warten. Die meisten reagieren mit Ablehnung, manche sind regelrecht verstört, einige sogar wütend. Die häufigsten Sätze, die fallen, lauten: „Das ist doch krank" oder „Ich finde nicht gut, dass er diese Menschen so vorführt."
Ja, Roger Ballen löst mit seinen Fotografien Reaktionen aus. Heftige Reaktionen. Und das ist im Kunstbetrieb eher selten der Fall. Nun wäre es natürlich billig, Menschen nur des Schockierens willen zu schockieren. Doch das tut Ballen nicht. Seine Fotografien berühren mehr als nur die Oberfläche, sie kratzen an den Ängsten und Abgründen der Seele. Wenn er Außenseiter der Gesellschaft als Protagonisten seiner düsteren Bilder einsetzt, dann tut das weh, dann ist es ein Tabubruch. Denn eigentlich gibt es nur zwei gesellschaftlich akzeptierte Formen, mit dem Elend anderer umzugehen: Entweder stellt man diese Menschen möglichst positiv dar, indem sie entweder zu kleinen Helden oder zu „ganz normalen Menschen" gemacht werden. Oder man versucht, das Mitleid des Betrachters zu erregen. Häufig geht beides ineinander über.
Roger Ballen macht das Gegenteil: In seinen düsteren Schwarzweiß-Bildern werden wir mit unseren eigenen Vorurteilen konfrontiert. In seiner Reportage „Platteland", erschienen 1994, zeigt er uns die benachteiligte, verarmte und ausgegrenzte weiße Unterschicht in Südafrika – ein scheinbares Paradoxon. Sein Porträt der Zwillinge Dresie und Casie, die trotzig-finster in die Kamera schauen, während ihnen lange Speichelfäden an den Lippen runterhängen, hat fast schon ikonografischen Charakter.
2001 erschien dann „Outland" und 2005 schließlich „Shadow Chamber", mit dem er sich endgültig einen Namen machte und in denen er seinen unverwechselbaren Schwarzweiß-Stil zementierte. Es ist eine Art der inszenierten Dokumentarfotografie, die man bis dahin noch nicht gesehen hatte: düster, magisch und poetisch, voller Metaphern und Symbole und ständig die Grenzen des ▸▸

Roger Ballen © Courtesy Galerie Karsten Greve Köln

Aushaltbaren überschreitend. Seine Fotos wirken genauso schmutzig wie die Menschen und die Orte, die sie zeigen. Und genauso skurril. Da jagen süße Hundewelpen weiße Mäuse oder werden in kleinen Glaskästen übereinandergestapelt, während sie von einem wie abgeschlagen wirkenden Menschenkopf beobachtet werden. Ein Mann scheint sich einen Schneidezahn herauszuziehen, während auf dem Teller vor ihm ein Goldfisch liegt. Menschenbeine hängen von der Decke, Schweine werden von Stricken nach oben gezogen. Es ist schwer, Ballens Bilder auch nur annähernd zu beschreiben, ohne dass es profan wirkt. Das ist so gewollt: „Wenn ich ein Bild in Wörtern beschreiben könnte, dann sollte ich das Bild erst gar nicht machen. Wenn ich ein Wort für das Bild habe, dann gehe ich in die falsche Richtung", sagt Ballen selbst über seine Arbeiten.

Tatsächlich sind seine Fotos mehr als die bloße Summe der einzelnen Elemente. Sie sind eine Reise ins Unbewusste mit all seinen Abgründen. Das dürfte auch der Grund sein, warum weniger fotografieerfahrene Betrachter häufig so ablehnend reagieren. „Mein Ziel ist es nicht, Schönheit, Hässlichkeit, Glück oder Traurigkeit zu definieren. Mein Ziel ist es eher, meine Beziehung zu der Welt um mich herum durch Fotografie zu porträtieren und zu reflektieren. Mit der Zeit war es mir möglich, einen Blickpunkt einzunehmen, der übereinstimmt mit dem, was ich sehe, fühle und denke. Es ist der beste Weg, diese Arbeiten zu definieren, sie sind ein Teil von mir."

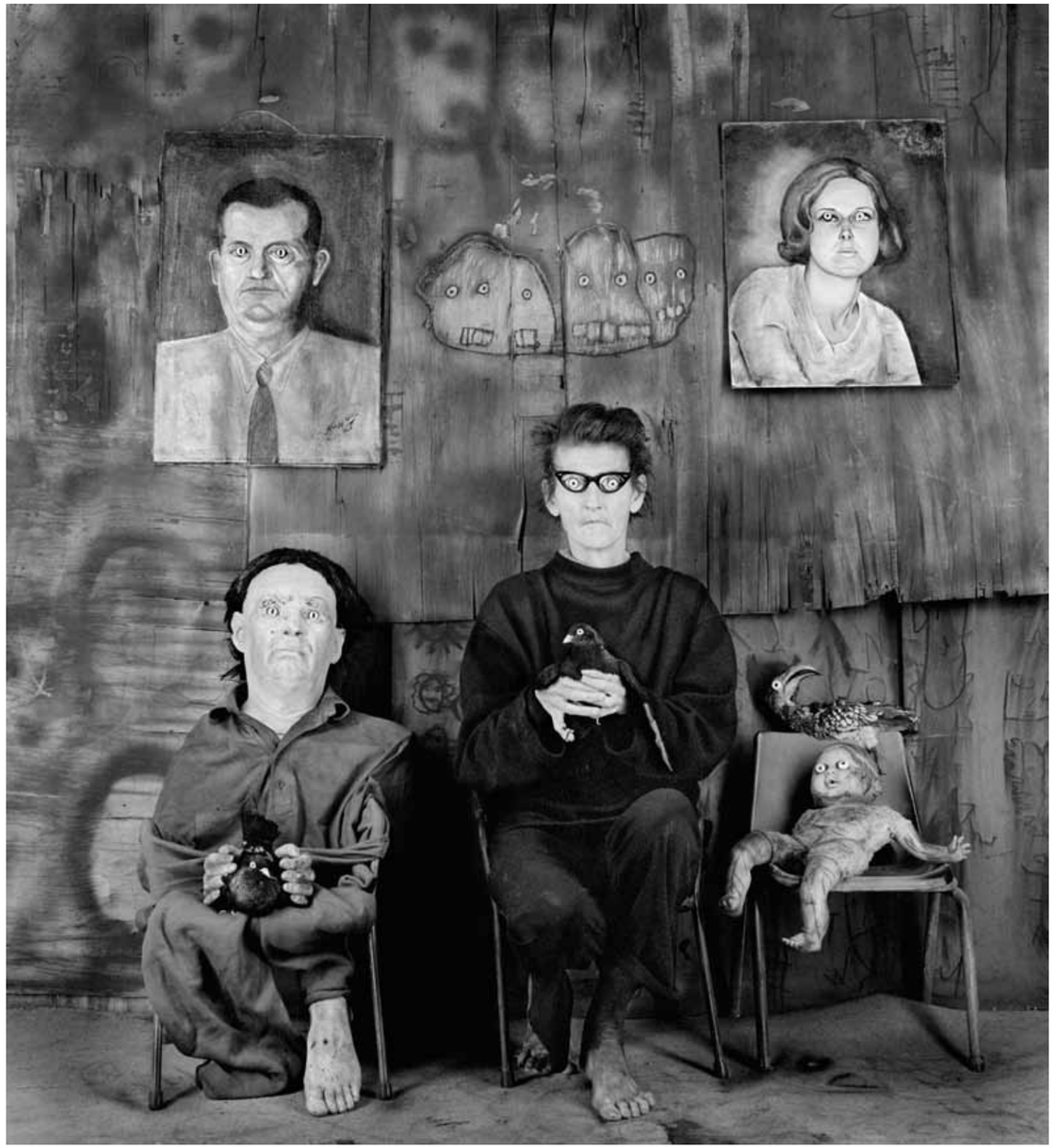
Ballen will sich und uns allen in die Seele schauen. Und die ist nun einmal kein weißer, sauberer Ort, sondern vielschichtig, trübe und verworren. Genau wie seine Bilder. In ihnen gibt es selten ein reines Weiß, ebenso, wie es nur sehr selten ein Tiefschwarz gibt. Dafür Grau in allen Abstufungen. Das hat sich bis heute nicht verändert.

Sehr verändert hat sich allerdings sein Umgang mit der Darstellung von Menschen. In seiner jüngsten Serie „Asylum of the Birds" tauchen sie kaum noch auf, denn Ballen ist mittlerweile zu der Überzeugung gelangt, dass sie zu viel Aufmerksamkeit des Betrachters auf sich ziehen und somit von anderen Bildelementen ablenken. „Aber es gibt nichts in meinen Bildern, das wichtiger wäre als anderes. Sie sind wie organische Körper, in denen alles zusammen funktioniert", erklärt der promovierte Geologe (siehe Interview).

Stattdessen bevölkern nun noch mehr Tiere, allen voran Vögel, seine realen Kulissen. Fotografiert hat er in einer Slum-Baracke in der Nähe von Johannesburg, in der Menschen und zahlreiches Getier miteinander leben. Von den Bewohnern sehen wir allerdings meist nur noch Körperteile wie Arme, Beine und Rümpfe. Falls doch Gesichter vorkommen, werden sie durch selbst gebastelte Masken verdeckt beziehungsweise ersetzt. Dafür kommen in allen Bildern Vögel vor – für den 64-Jährigen sind sie „ein Symbol von Reinheit, Frieden und die archetypische Verbindung zwischen Himmel und Erde". Und genau dieses Symbol verbindet er mit seinem ästhetischen Universum, in dem die Tauben, Hühner und Gänse mitunter malträtiert und benutzt werden. Auch das erschreckt manchen Betrachter. Es sind häufig dieselben Betrachter, die ohne mit der Wimper zu zucken an den in Plastik eingeschweißten Fleischbergen in unseren Supermärkten vorübergehen. Diese Ambivalenz zwischen Innen- und Außenwelt, zwischen Mitgefühl und Ignoranz ist einer der wesentlichen Aspekte in Roger Ballens Arbeit. ■

In seinen Arbeiten werden wir mit unseren eigenen Vorurteilen konfrontiert.

„Meine Bilder fordern mich selbst genauso heraus wie andere Betrachter.“ (Roger Ballen)



Roger Ballen © Courtesy Galerie Karsten Greve Köln, Paris, St. Moritz; Porträt: Marguerite Rossouw

Roger Ballen wurde 1950 in New York geboren und wanderte mit Mitte 20 nach Südafrika aus. Seine Mutter arbeitete bei Magnum und eröffnete eine der ersten Fotogalerien in den USA, in der sie Berühmtheiten wie Henri Cartier-Bresson, André Kertész und Edward Steichen vertrat und deren Bilder Ballen in seiner Jugend umgaben. Er studierte Psychologie und Geologie, promovierte in Geologie und arbeitet bis heute in diesem Beruf. Manchmal fühlt sich Ballen auch beim Fotografieren als Geologe: „Ich versuche immer, in das Innere zu schauen. Wir sehen die Oberfläche der Erde, den Boden. Ich suche die Steine, die darunter liegen: Etwas sehr viel tiefer unten Liegendes, wo sich das Metall befindet oder die Kohle, etwas sehr Wertvolles.“

■ **Herr Ballen, zu Ihrem Projekt „Asylum of the Birds“ gibt es einen kurzen Film im Internet zu sehen. Doch er hinterlässt fast genauso viele Fragen, wie er beantwortet. Die Hauptfrage bleibt: Wie arbeiten Sie? Die Situation ist real, dennoch sieht alles wie eine große Theaterinszenierung aus. Ein Theater des wirklichen Lebens. Sie fühlen sich den Menschen verbunden, Sie gehen nicht einfach hin, machen Ihre Fotos und sind wieder weg.**
Nein. Für dieses Projekt habe ich das „Asylum of the Birds“-Haus fünf Jahre lang immer wieder besucht. Ich habe mit den Menschen, mit den Tieren, mit dem Gebäude, mit den Zeichnungen gearbeitet. Es war ein interaktiver Prozess. Doch das Wichtigste ist, dass das, was Sie auf den Bildern sehen, das ist, was ich durch meine Kamera transformiert habe. Wenn Sie dort fotografieren würden, wäre es etwas völlig anderes.

Das kann sein. Bei Ihnen sieht es jedenfalls aus wie ein Traum. Ein Albtraum. Wie Dokumentarfotografie und zugleich vollkommen inszeniert.
Das ist wichtig. Es muss immer etwas Mysteriöses und etwas Dokumentarisches dabei sein. Ich denke, es ist wichtig, dass meine Bilder die Identität der Betrachter selbst und ihre Wahrnehmung herausfordern. Mit mir selbst machen das Bilder übrigens genauso: Meine Bilder fordern mich selbst genauso heraus wie andere Betrachter.

Sie haben auch ein Musikvideo für die südafrikanische Band Die Antwoord gemacht. Und es ist von der ersten Sekunde an Ihre Handschrift zu erkennen. Wie kam die Zusammenarbeit zustande?
Sie haben mich kontaktiert. Wir haben dann viel meiner Ästhetik für ihr Musikvideo verwendet und sie entsprechend transformiert. Und dann ist das Video einer dieser viralen Internet-Hits geworden. Außerdem haben wir ein Buch zusammen gemacht. Ich denke, ich bin eng mit ihrer jüngsten Entwicklung verbunden.

Ist es für Sie wichtig, dass durch das Video mehr und vor allem andere Menschen als zuvor Ihre Arbeiten kennengelernt haben?
Jeder Künstler möchte, dass viele Menschen seine Arbeit kennen, dass sie positiv darauf reagieren und dass die Arbeit irgendeinen Einfluss auf diese Menschen ausübt. Dieses Musikvideo ist natürlich etwas Besonderes: Ich bin kein Musiker. Ich bin 64 Jahre alt und höre auch keine Popmusik. Aber es ist das passiert, was ich erwartet habe: Eine Menge Menschen haben durch das Video plötzlich mitbekommen, was ich mache. Mit meiner Fotografie alleine könnte ich niemals 60 Millionen Menschen erreichen, aber der Clip wurde von so vielen Menschen auf YouTube gesehen. Dennoch: Das Wichtigste überhaupt ist, dass ich all das aus Leidenschaft und vor allem für mich selbst mache. Wissen Sie: Bis zu meinem 50. Lebensjahr habe ich kein einziges Foto verkauft. Aber ich habe immer weiterfotografiert, weil es meine Passion ist. Ich mache keine Fotos für andere Menschen.

Welche Fotografen sind für Sie wichtig?
Es gibt keine Fotografen, die für mich wichtig sind. Ich mache, was ich mache.

Und andere Künstler?
Ja, afrikanische Künstler. Primitive Kunst. Picasso. Rembrandt. Ägyptische Kunst. Ich bin aber mit keiner Kunst sehr eng verbunden. Und die meiste zeitgenössische Kunst mag ich nicht besonders. Da ist mir zu viel Hype drumherum. Ich mag Kunst, die eine psychologische Bedeutung für Menschen hat.

Warum sind Zeichnungen und Masken plötzlich so wichtig in Ihren Bildern geworden? Die gab es früher nicht oder nur selten.
Eine der wichtigsten Gründe ist die Tatsache, dass die Porträts zu stark gewirkt haben. Betrachter haben immer nur noch über die Menschen auf den Fotos gesprochen. Aber es gibt nichts in meinen Bildern, was wichtiger wäre als anderes. Sie sind wie organische Körper, in denen alles zusammen funktioniert. Deshalb wollte ich davon wegkommen. Ich wollte für den Betrachter und für mich selbst Bilder schaffen, in denen alles miteinander vereint ist und in denen nichts besonders hervorsticht.

Warum ist das so?
Wenn Menschen andere Menschen sehen, sagen sie: Das ist jemand anderes. Man kann es abblocken und sich davon distanzieren. Durch die Zeichnungen werden meine Fotos abstrakter und doppeldeutiger. Das heißt nicht, dass meine alten Arbeiten nicht stark waren, aber die neuen haben einen anderen, tieferen Zugang in das Bewusstsein der Betrachter.

Stammen die Zeichnungen in Ihren Fotos von Ihnen?
Teilweise stammen sie von mir, teilweise arbeiten andere, manchmal bis zu fünf Personen an ihnen. Es ist immer eine Mischung, aber es läuft jedes Mal anders ab.

Für Ihre ganz neue Serie malen Sie auf Glasplatten und fotografieren die Ergebnisse ab. Könnten Sie sich vorstellen, in ein paar Jahren keine Fotos mehr zu machen und stattdessen nur noch zu malen?
Nein, ich bleibe ein Fotograf. Aber ich könnte mir vorstellen, mehr Skulpturen, Installationen und Videoarbeiten zu machen. ■